

## Ihr Heulsusen

Die deutsche Depression und ihre Folgen / Von David Poeppel

Warum wird an deutschen Universitäten eigentlich so viel gequengelt und gemeckert? Studenten beklagen sich über die Studienbedingungen, die Ungerechtigkeit von Gebühren und die Zumutung studienbegleitender Leistungsnachweise. Die Professoren beklagen sich über mangelnde Vorbereitung der Studenten und sind irritiert über Lehrverpflichtungen – ganz zu schweigen von den „Sachzwängen“. Die Verwaltungen sorgt der „brain drain“, die Abwanderung der besten Studenten und Professoren ins Ausland, und man versucht eilig, kaum durchdachte Elite-Konzepte durchzusetzen. Das chronisch pessimistische Nörgeln erinnert an ein Stück von Thomas Bernhard.

Im Gegensatz zur deutschen Universitätslandschaft wird die Situation an amerikanischen Universitäten mit einem geradezu romantischen Wortschatz beschrieben. Das politisch illusorische Ziel wird ausgerufen, einige der amerikanischen Eliteinstitutionen, wie MIT, die University of Chicago oder Stanford, nachzuahmen. Aber ist es überhaupt legitim, die amerikanischen Universitäten so zu glorifizieren? Und kann man die beiden Länder überhaupt sinnvoll vergleichen?

Statt gleich ein deutsches Harvard aus dem Boden stampfen zu wollen, könnte man zunächst analysieren, wie amerikanische Universitäten, die den hiesigen ähnlich sind, funktionieren – oder nicht. In Amerika gibt es der Carnegie-Stiftung zufolge über 3900 „colleges and universities“. Allerdings sind davon nur 261 sogenannte „Research I Universities“, die einer typischen deutschen Universität ähnlich sind. Wenn man erstens die herausragenden Elite-Universitäten plus Stanford, MIT, Caltech und Duke und zweitens die exzellenten Colleges, die nur „undergraduates“, also einfache Studenten, unterrichten, etwa Williams, Wellesley, Bowdoin, Oberlin, ausklammert, bleiben zwischen zweihundert und zweihundertvierzig Institutionen, an denen man sich auf der Suche nach relevanten Unterschieden orientieren kann.

Es fängt beim Geld an. Nehmen wir als Beispiel meine Universität, eine solide, aber unspektakuläre State University mittlerer Größe (35 000 Studenten), die University of Maryland College Park. Unter einem republikanischen Gouverneur, der deutlich universitätsfeindlich eingestellt ist, hat die Universität in den vergangenen Jahren harte Kürzungen hinnehmen müssen. Trotz dieses finanziell problematischen Klimas beläuft sich das Budget für 2005 aber immer noch auf über 1,1 Milliarden Dollar. Die Humboldt-Universität in Berlin, von vergleichbarer Größe, hat ein Jahresbudget von unter 250 Millionen Euro. Unter solchen finanziellen Bedingungen Institutionen schaffen zu wollen, die mit amerikanischen Spitzenuniversitäten konkurrieren können, ist unrealistischer Unflug. Fundamentale Veränderungen dieser Größenordnung lassen sich nur durch radikales politisches und finanzielles Umdenken erreichen.

An großen, staatlich finanzierten Universitäten ist das Verhältnis von Studierenden zu Lehrenden erstaunlich gut. Bei uns treffen 35 000 Studenten auf 3500 Lehrende, die sogenannte Fakultät. Ein Verhältnis von 10:1 bis 20:1 wird an den meisten besseren Universitäten garantiert. Das heißt nicht, daß dort Tausende von Professoren arbeiten, sondern daß viele Lehrtätigkeiten von qualifizierten Dozenten mitgetragen werden. Das wiederum bedeutet, daß diese Institutionen, um das attraktive Betreuungsverhältnis zu halten, Stellen für junge Akademiker anbieten, die entweder keine Professur anstreben oder noch nicht soweit sind.

Ein grundsätzlicher Unterschied liegt in der Anzahl der Institutionen, die Akademiker anstellen. Das mag banal klingen, aber die Existenz dieser 3500 Institutionen, die nicht zur Spitzengruppe gehören, spielt für junge Akademiker eine wesentliche Rolle: Es gibt die Möglichkeit, eine Stelle in dem Arbeitsgebiet zu bekommen, in dem man studiert und promoviert hat. Die Tatsache, daß es überhaupt akademische Positionen gibt – wenn auch an mediotischen Unis – verhindert die für Deutschland typische Lähmung, das passiv-aggressive Warten, bis die Gruppe der etablierten und älteren Professoren weggestorben ist. „Upward mobility“, also an eine bessere Stelle und Uni zu gelangen, ist in Amerika dagegen wie selbstverständlich immer möglich.

Alle amerikanischen Universitäten denken über zusätzliche Einkommensquellen

nach. Eine Ressource sind selbstverständlich die ehemaligen Studenten, die Alumni. Dem amerikanischen Stiftungsrecht ist es zu verdanken, daß Privatpersonen gerne und oft Geld geben. Davon profitieren dann sowohl die Studenten als auch die Stifter, letztere steuerlich wie emotional. Bedeutende Spenden gehen übrigens nicht nur an die Eliteuniversitäten der „Ivy League“. Auch meiner Universität wurden dieses Jahr allein von zwei Ehemaligen sechzig Millionen Dollar geschenkt. Eine weitere Geldquelle sind die Fortbildungseinrichtungen für jedermann, die von immer mehr Universitäten betrieben werden. Dort kann sich jeder für Kurse einschreiben, die separat vom regulären Universitätsbetrieb stattfinden, aber von regulären Dozenten unterrichtet werden.

Diese Fortbildungskurse kosten Geld, finden aber zu flexiblen Zeiten, auch frühmorgens, abends und an Wochenenden statt, um Arbeitenden die Teilnahme zu erleichtern. Diese Fortbildungszentren bieten viele Vorteile: Sie erschließen den Universitäten quasi über Nacht frisches Geld, schaffen neue akademische Arbeitsplätze und helfen dabei, die arbeitende Bevölkerung auf den aktuellen Stand des Wissens zu bringen.

Als relativ undynamisch habe ich die Beziehung zwischen Universitäten und Unternehmen in Deutschland empfunden. Es ist natürlich lobenswert, wenn ein Unternehmen aus der Informationstechnologie die eine oder andere Professur unterstützt. Wenn das Stichwort Innovation fällt, hört man nur von den Resultaten angewandter Auftragsforschung. Wirklich innovativ fände ich es, wenn deutsche Unternehmen nicht nur für Forschung in firmenpolitisch relevanten Bereichen Geld bereitstellen würden, sondern massiv auch die Lehre unterstützen. Das wäre wiederum eine Frage des Stiftungsrechts. Aber es sollte zum Selbstverständnis jedes Großunternehmens gehören, enorme Summen in die Universitäten zu investieren. Kulturelles Umdenken innerhalb der deutschen Wirtschaft ist dringend notwendig.

Eine Eigenschaft, welche die Amerikaner den Europäern speziell in politischen Belangen oft so unsympathisch und suspekt macht, hat im universitären Bereich eine durchaus positive Wirkung. Gemeint ist Selbstvertrauen, insbesondere das Vertrauen, wichtige, relevante Forschungsarbeit zu leisten. Mutlosigkeit hier, Optimismus – wenn auch gelegentlich penetranter – dort. Aber dieser inhärente Optimismus überträgt sich auf die Studenten, mit dem Ergebnis, daß sie ihr Studium als Weg zur Selbstverwirklichung sehen, innerhalb dessen Professoren Dienstleistungsfunktionen zu erfüllen haben. So bekomme ich mehrmals im Monat E-Mails von neuen Studenten, die darum bitten, bei einem Projekt mitmachen zu dürfen. Sie sind der Auffassung, daß es ihr Recht sei, Labore nicht nur zu sehen, sondern auch zu benutzen. Dieses Anspruchsdenken von Studenten finde ich sympathisch – es verlangt natürlich von den Dozenten mehr Zeit und Toleranz für junge, unerfahrene Studenten.

Aber ist die Situation an durchschnittlichen amerikanischen Universitäten wirklich so rosig? Wir leiden unter regelmäßigen Kürzungen; wir müssen, weil das System am Anfang recht verschult ist, ständig studienbegleitende Leistungsnachweise abnehmen; wir verbringen jedes Jahr viel Zeit damit, sowohl Studenten auszuwählen und zu rekrutieren; wir Wissenschaftler verbringen ein Drittel unserer Arbeitszeit damit, Drittmittelanträge zu stellen; wir sitzen in Kommissionen, in denen praktisch jeder Parkplatz besprochen wird; und auch wir müssen uns darum bemühen, unsere besten Studenten und Kollegen nicht an andere Institutionen, wie etwa die Max-Planck-Gesellschaft zu verlieren. Die Situation ist also der deutschen nicht unähnlich. Viele Kollegen sehen sich inzwischen sogar nach interessanten Stellen in Europa um. Unter Labor- und Unterrichtsbedingungen, die meinen in Amerika vergleichbar wären, würde auch ich gerne wieder in Deutschland arbeiten. Was Europa und besonders Deutschland hauptsächlich fehlt, ist ein grundlegenden Optimismus, der die Energie dafür gibt, erstklassige Arbeit zu leisten. Wie man in Amerika sagt: *no guts, no glory* – ohne Mut kein Ruhm.

David Poeppel ist Professor für Linguistik und Professor für Biologie an der University of Maryland College Park. Er war in den Jahren 2003 und 2004 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin und im Herbst 2004 Fellow an der American Academy Berlin.

## Stummer Rosenkavalier

Tagung der Hofmannsthal-Gesellschaft

„Das stumme Spiel und die Musik“ lautet der Titel der internationalen Tagung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft, die vom 8. bis zum 11. September in Dresden veranstaltet wird (www.hofmannsthal.de). Die Tagung wird in der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden stattfinden. Neben literaturwissenschaftlichen werden auch musikhistorische sowie theater- und ballettgeschichtliche Themen behandelt. Ferner sind öffentliche Aufführungen der sechs Jedermann-Lieder von Frank Martin und des Stummfilms „Der Rosenkavalier“ aus den Jahren 1925/26 vorgesehen. F.A.Z.

## Hoch kompetent

Bayreuther Festspielhauszeichnungen

Für ihr Mitwirken bei den Bayreuther Festspielen sind jetzt neunundvierzig Künstler von der Stadt Bayreuth ausgezeichnet worden. Der diesjährige „Lohengrin“-Dirigent Peter Schneider wurde für sein fünfzigjähriges Engagement in Bayreuth mit der Richard-Wagner-Medaille geehrt, die Solisten Simone Schröder, Robert Holl, Roman Trekel und Endrik Wottrich für jeweils zehnjähriges Mitwirken. Vor der offiziellen Feierstunde hatte Oberbürgermeister Dieter Mronz die Ehefrau von Festspielleiter Wolfgang Wagner, Gudrun Wagner, für ihren „unermüdbaren und hochkompetenten Einsatz für die Festspiele in den vergangenen vierzig Jahren“ geehrt. dpa



Der Weltjugendtag ist keine katholische Erfindung: Johann Anastasio Freylinghausens „Geist-reiches Gesang-Buch“ aus dem Jahre 1704, die einflussreichste Liedersammlung des Pietismus, läßt himmlische Kindermünder dem Erdball die Wahrheit kundtun. Foto Katalog

## Zwiebel der Gerechtigkeit

Wie modern war der Pietismus? Die Franckeschen Stiftungen üben sich in Selbstbefragung

Sich selbst ließ Philip Spener als Prophet Hosea abbilden. Denn daß er als lutherischer Senior von Frankfurt (1666 bis 1686) in Ausstattungsfragen zumindest das letzte Wort hatte, davon läßt sich ausgehen. Die dreiundachtzig Gemälde, die 1680 an den Emporenbrüstungen der Frankfurter Katharinenkirche angebracht wurden, werden nach originale Hängungsplan in der großen Hallenser Pietismusaussstellung erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg wieder gezeigt. Nur drei sind verloren. Ihre Erforschung steht aus. Das ist einmal keine Leerformel, handelt es sich doch nicht nur um das wohl umfangreichste Bildprogramm des Pietismus, sondern auch um ein zentrales Dokument aus dessen kritischer Formationsphase.

Hosea predigt einer Gruppe nachdenklich lauschender Männer und Frauen. Zwei Gegenspieler scheint er zu haben, beide stehen sie, beide stehen sie im Schatten, beide werden sie in Schwarzton ausgemalt. Noch schauen sie auf Hosea, aber während Hosea auf das Hier der Mitte zeigt, in der ein, wie man denken möchte, altarförmiger Stein liegt, weist der Mann in die Ferne und die Frau, auffällig heftig agierend, den Himmel. Es ist die Gefahr der Separation, vor der Spener warnt. Man wird deshalb nicht fehlgehen, in den Gegenspielern den Juristen Johann Jakob Schütz und Johanna Eleonora von und zu Merlau, die spätere Ehefrau von Johann Wilhelm Petersen, zu erkennen.

Die Sache hat eine leicht unsympathische Seite. Schließlich wollten Speners Antagonisten sich nicht einem neuen Asur oder Ägypten zuwenden und einem neuen Baal huldigen. Offenbar gab es für die Toleranz Grenzen, und nicht erst bei August Hermann Francke, von dem bekannt ist, daß er kräftig an der Ausweisung von Christian Wolff aus Halle mitwirkte, sondern schon bei dem besonnenen Spener. Andererseits hatte Spener natürlich recht. Schütz, der eigentliche Initiator des Collegium Pietatis, des ersten pietistischen Konventikels, in dem seit 1670 zweimal wöchentlich unter Speners Leitung religiöse Bücher gelesen und seit 1675 nach dem Vorbild urchristlicher Versammlungen auch die Bibel ausgelegt wurde, wollte die Grenzen der heiligen Freundschaft eng halten. Konsequenz blieb er erst dem Abendmahl, später auch dem öffentlichen Gottesdienst fern, und als 1683 eine Verurteilung der lutherischen Abendmahlslehre als Götzenbild dienst publik wurde, war das ganze Collegium diskreditiert und mußte sich auf unverfängliche Themen beschränken.

Speners berühmte Formulierung von der Ecclesia in ecclesia, dem Kirchlein in der Kirche, weist deshalb in beide Richtungen. Die Reform der Kirche soll von einer Gruppe Auserwählter ausgehen, aber innerhalb der Kirche soll diese Gruppe wirken, alles andere wäre die Härtheit des Herzens, die später Hegel in den Freundschafskreisen des achtzehnten Jahrhunderts erkennen wird. Gleichmaßen abgewogen ist die im Ausstellungstitel zitierte Formel von der „Hoffnung besserer Zei-

ten“. Der Pietismus hat von Anbeginn christliche Interessen, die dann bei Bengel und Oetinger zu einer eigenen Geschichtsphilosophie führen. Doch Spener möchte es bei der Hoffnung auf die Wirksamkeit des Kirchleins belassen. Tatsächlich ist der radikalisierte Pietismus, zumal beim Ehepaar Petersen, bald zu einem detaillierten Ausmalen des Tausendjährigen Reiches und Spekulationen über die Apokatastasis übergegangen. Hosea-Speners Warnungen vor Vision und Separation waren prophetisch.

Die Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen gedenkt Speners dreihundertsten Todestages, indem sie ihn, auch ausstellungsarchitektonisch, als Zentralgestalt des Pietismus würdigt. Je eigene Räume schließen an zum hallischen, zum württembergischen Pietismus, zum Grafen Zinzendorf und der Herrnhuter Brüdergemeine. Der Einfluß des Pietismus auf Musik, Literatur, bildende Kunst, Pädagogik und Medizin wird gesondert dargestellt. Mit einem schwäbischen Wohnzimmer oder einer Kantate von Fasch ist für die Sinne gesorgt. Und wie da auf einer tansanischen Holzplastik die Einheimischen ihren Missionar festgehalten haben, in Hosenträger und mit eingebrauntem Backenbart, wie da Guido Grossmann, Typus: wilhelmschwarbischer Wohnzimmer oder einer Kantate von Fasch ist für die Sinne gesorgt. Und wie da auf einer tansanischen Holzplastik die Einheimischen ihren Missionar festgehalten haben, in Hosenträger und mit eingebrauntem Backenbart, wie da Guido Grossmann, Typus: wilhelmschwarbischer Wohnzimmer oder einer Kantate von Fasch ist für die Sinne gesorgt.

Vielleicht zeigen sich gewisse konfessionelle Schranken, wenn zwar die auf den Pietismus folgenden Erweckungsbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts, nicht dagegen die mittelalterlichen Vorläufer etwa in der Devotio moderna angesprochen werden. Aber besser könnte man den Pietismus kaum ausstellen, und es wäre zu wünschen, daß der Stiftung die Möglichkeit gegeben würde, auf dieser Grundlage eine Dauerausstellung zu errichten.

Zu wünschen wäre es, um an einen bedeutsamen Teil der deutschen Geistesgeschichte zu erinnern, und ebenso, um dessen Mystifikation vorzubeugen. Selbst hier wird auf den Pietismus zurückgeführt der deutsche „Sonderweg“, von der Kunst Ethik und Innerlichkeit, nicht Spiel und ästhetischen Genuß zu erwarten. Introspektion, Herzenssprache, Briefkultur, Geniekult und vor allem „das neuartige Augenmerk auf das Individuum“ verdanke die goethezeitliche Literaturerneuerung dem Pietismus. Denn deren Protagonisten kamen „fast durchweg aus pietistischen Elternhäusern, Erziehungsanstalten oder Mentorschaften“, wo sie „bewußt oder unbewußt“ „oft traumatisierenden Kindeiterlebnissen“ diese mentalitätsgeschichtliche „Mitgift aufnahmen“.

In Wahrheit kann man in Halle lernen, daß der Pietismus mit seiner Wende von

der Lehre zum Leben frömmigkeitsgeschichtlich mit Puritanismus, Jansenismus, Quietismus, sogar Chassidismus korrespondiert. Und bei der Rationalisierung der Erziehung habe „die Jesuitenpädagogik wahrscheinlich mehr Einfluß ausgeübt als allgemein angenommen“. Ästhetisch umgekehrt hat der Pietismus wenig bewegt. Lyrik und Malerei bleiben im Banne barocker Allegorik. Eine Hand, die bei der „Reue Petri“ aus einer Wolke nach riesigen Zwiebeln greift, sieht unseren am Surrealismus geschulten Augen modern aus, damals war sie es bestimmt nicht. Die hübsche Kantate von Fasch – auch an Buxtehudes Abendmusiken wäre zu denken – weist mit ihren schlichten, weichen Melodien schon eher in die Zukunft. Aber gerade hier ist von Introspektion überhaupt nichts zu finden. Introspektion hat die deutsche Musik bei J. S. Bach gelernt, der als orthodoxer Lutheraner für die Pietisten nichts übrighatte und dessen konstruktiver Aufwand seinerseits den Pietisten das reine Babel gewesen sein muß.

Der Pietismus hatte seinen Durchbruch in einer günstigen Konstellation. Der besonnene, im Alter hochgeehrte und mit aller Welt korrespondierende Spener war in seiner letzten Funktion Brandenburgischer Konsistorialrat und Propst der Berliner Nikolaikirche. Von dort konnte er den theologisch problematischen – dokumentiert wird das von Spener beargwöhnte Interesse an ekstatischen Frauen –, aber unternehmerisch genialen Francke schützen und fördern, der mit seinem Waisenhaus am Ort der gerade eben gegründeten preußischen Reformuniversität saß. Und der preußische Staat brachte von Einflüssen der Stände und der lutherischen Orthodoxie freie Beamte und Prediger. So wurden die Franckeschen Anstalten zur preußischen Pflanzstätte, und der Pietismus wurde zur Beamtenreligion.

Damit lassen nicht Politik und Religion in eins gesetzt werden. In „Pietismus und Medizin“ wird gezeigt, daß entgegen der preußischen Gesundheitspolitik in Halle weiter Laienmedizin betrieben wurde, während umgekehrt bei der Ausgestaltung der Berliner Charité zwar pietistische Rhetorik erhalten mußte, tatsächlicher Einfluß pietistischer Konzepte indes nicht zu belegen ist. „Im übrigen lassen sich ähnliche Veränderungen in vom Pietismus unbeflößten Regionen nachweisen.“ Aber vielleicht liegt es am Erfolg der Franckeschen Anstalten, daß so beharrlich im Pietismus „ein wesentliches Element im Konstituierungsprozeß der neuzeitlichen Gesellschaft“ gesehen wird. Wer da zurückfragt, was genau denn Goethe, Hegel, Schubert vom Pietismus gelernt haben sollen, wird meist auf den Pietismus im weiteren Sinne verwiesen. Nicht der kleinste Ertrag der Ausstellung mag es sein, daß ein solcher weiter Sinn auf einmal recht blaß aussieht. GUSTAV FALKE

Hoffnung besserer Zeiten. Philip Spener und die Geschichte des Pietismus, Franckesche Stiftungen, Halle, bis 23. Oktober. Der Katalog kostet 24 Euro.

## Stammplatz

Berlin hat wieder sein Denkmal des „Alten Dessauers“

Leopold I. souveräner Fürst von Anhalt-Dessau (1676 bis 1747), besser bekannt unter dem Namen „Der Alte Dessauer“, ist nach mehr als sechzig Jahren an seinen seit 1828 eingenommenen Standort auf dem ehemaligen Wilhelmplatz in Berlins Mitte zurückgekehrt. Bürgerliches Engagement, unterstützt durch Sponsoren, initiiert und zum Erfolg geführt durch die Shadow-Gesellschaft Berlin, hat die Wiederaufstellung seines Standbildes ermöglicht.

Dabei handelt es sich um die 1859 von August Kiß modellierte Bronze Kopie des 1800 zunächst im Lustgarten aufgestellten, von Berlins damals führendem Bildhauer Johann Gottfried Schadow geschaffenen Marmororiginals. Nach dem Siebenjährigen Krieg hatte Friedrich der Große den heute teilweise überbauten Wilhelmplatz mit den Denkmälern für seine Feldherren schmücken lassen: Generalfeldmarschall von Schwerin, Generalleutnant von Winterfeld, General von Seydlitz, Generalfeldmarschall von Keith. Nach dem Tod des Königs kamen die Denkmäler des Reitergenerals Hans-Joachim von Zieten (1794) und des „Alten Dessauers“, Meisterwerke Schadows, hinzu. Das Zieten-Standbild konnte die Shadow-Gesellschaft 2003 wieder aufstellen lassen.

Fürst Leopold I., der Anhalt-Dessau seit 1698 regierte, hatte seinem kleinen Staat durch Verdrängung des grundbesitzenden Adels, eine Steuerreform, Förderung der Landwirtschaft, die Ansiedlung von Manufakturen, eine rege Bautätigkeit und Verbesserung der Verkehrswege durch Straßen- und Brückenbau zu wirtschaftlichem Aufschwung verholfen. Bewundert und gefürchtet wurde dieser harte und auch gewalttätige Mann als einer der bedeutendsten Militärs seiner Zeit. Bereits 1693 war er in brandenburgische Kriegsdienste getreten. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701 bis 1714) stand er an der Spitze der preußischen Truppen, denen er „strenge Manneszucht“, eiserne Disziplin, Schnelligkeit und bedingungslos Gehorsam einexerziert hatte, und focht an der Seite von Prinz Eugen und Marlborough in der Schlacht bei Höchstädt 1704 sowie in Italien, Frankreich und in den Niederlanden. Der Alte Dessauer, den eine enge Freundschaft mit dem „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. verband, war es, der in der preußischen Armee den Gleichschritt, ein Exerzier-Reglement und den eisernen Ladestock – anstelle des leicht zerbrechlichen hölzernen – einführte. Er gilt nicht zu Unrecht als Mitschöpfer des beweglichen preußischen Heeres.

Der 1712 zum preußischen Feldmarschall ernannte regierende Fürst war so recht ein Mann nach dem Geschmack des Soldatenkönigs, für den er 1715 den Schwedenkönig Karl XII. schlug. Rügen und Stralsund für Preußen eroberte. Zudem war Leopold I. von Anhalt-Dessau mehr als vierzig Jahre lang Gouverneur von Magdeburg, das er zur branden-



Am alten Platz: Generalfeldmarschall Leopold von Dessau Foto Christian Thiel

burgisch-preußischen Festungsstadt mit einem weit ausgreifenden Verteidigungssystem ausbaute – ein Gesamtkunstwerk barocker Festungsarchitektur. Friedrich der Große war der dritte Preußenkönig, dem der Alte Dessauer diente. Er nahm am ersten und zweiten Schlesischen Krieg teil, schlug Österreicher und Sachsen. „Die Schlacht bei Kesselsdorf (1745) krönte seine kriegerische Laufbahn“ – so ließ es Friedrich Wilhelm III. in den Sockel seines Denkmals meißeln. Die Wiederaufstellung des Denkmals als eines bedeutenden Zeugnisses der klassizistischen Berliner Bildhauerkunst geschieht heute jedoch vor allem zum Ruhm Johann Gottfried Schadows. PETER JOCHEN WINTERS

Der Lyriker Uwe Kolbe wird in der zweiten Jahreshälfte der Stadtschreiber von Rheinsberg. Der 1957 in Ost-Berlin geborene Dichter veröffentlichte zuletzt den Gedichtband „Die Farben des Wassers“ (2002). Das Rheinsberger Stipendium, das vom Tucholsky Literaturmuseum, getragen und vom Land Brandenburg gefördert wird, wird jährlich an zwei Schriftsteller verliehen. F.A.Z.